Hallo, liebe Leser,

was lange wehrt, wird endlich gut.
Obwohl... ist „gut“ das richtige Wort?
Ist im Moment überhaupt etwas gut auf Atlantis?
Zumindest mein Laptop ist im Moment nicht gut und ich bin nicht gut auf ihn zu sprechen, weil der Monitor rumspinnt. Hoffe, das läuft noch auf Garantie...
Aber das ist ein anderes Thema.
Träumt Euch weg nach Atlantis, aber vergesst das Aufwachen nicht ^_~

Viel Spaß,
anij & Kahmini

„Und so im Kusse sterbe ich“

Enedala wusste nicht sofort, warum sie aufgewacht war. An einem Alptraum hatte es jedenfalls nicht gelegen, wie sie verwundert feststellte. Seit sie ein paar Tage nach ihrem Erwachen in der Höhle von Norwod und Milan zum ersten Mal von Rah’ụn geträumt hatte, hatte sie der Traum jede Nacht aus dem Schlaf schrecken lassen. War sie einfach nur aufgewacht, bevor sie geträumt hatte oder lag es an den Neuankömmlingen und dass der Gedanke an Rah’ụn sie nicht mehr so sehr ängstigte wie zuvor?
Enedala lag mit geschlossen Augen in der Dunkelheit und versuchte zu erkunden, was sie geweckt hatte. Sie kam zu keinem Ergebnis und streckte sich, um ihre vom Schlaf steifen Muskeln zu lockern. Da erst bemerkte sie den Unterschied. Sie lag alleine auf ihrem Lager. Verblüfft richtete sie sich auf. Wie alle Elfen besaß sie die Fähigkeit im Dunkeln zu sehen. Deshalb erkannte sie sofort, dass Milan nicht in ihrem Bett lag. Tatsächlich war Enedala allein in der Höhle. Es war nicht ungewöhnlich, dass Norwod sich die ganze Nacht draußen rumtrieb, wenn er schlechte Laune hatte (und die hatte er in der Tat). Aber Milan verließ die Höhle nie nach Anbruch der Dunkelheit. Alarmiert erhob sich die Elfe und wickelte sich in ihren Umhang. Unwillig schüttelte sie den Kopf darüber, dass Milans Abwesenheit sie geweckt hatte. Es war höchst unbequem auf ihrem Lager, wenn der kleine Querkopf es sich darauf gemütlich machte. Sobald Milan schlief, rollte sie sich zu einem Paket zusammen, dass Enedala kaum genug Platz ließ. Allein ihre extreme Beweglichkeit hatte bisher verhindert, dass Milan sie aus dem Bett geworfen hatte.
Ein eisiger Wind schlug Enedala entgegen, als sie vor die Höhle trat. Das Wetter in den Bergen war noch um einiges kälter und ungemütlicher als im Dorf der Katzen und seiner Umgebung. Milan saß mit angezogenen Knien auf einem kleinen Findling und sah hinauf zu den Sternen, die teilweise von schnell dahinziehenden Wolkenfetzen verdeckt waren.
„Es ist unklug, die Sterne zu betrachten, wenn der Volle Mond am Himmel steht“, sagte Enedala in die Dunkelheit.
Milan zuckte erschrocken zusammen und sah sich um. Sichtlich erleichtert, dass sie es mit Enedala zu tun hatte, rutschte sie lächelnd zur Seite.
„Ich wünschte, du würdest mir mal so viel Platz auf meinem Lager lassen“, brummte Enedala statt eines Dankes und setzte sich. Weil sie nicht wusste, was sie sagen sollte, schwieg sie. Außerdem schien Milan so in Gedanken versunken zu sein, dass sie kein Gespräch führen wollte. Schließlich rutschte Milan von dem Findling und entfernte sich ein paar Schritte. Plötzlich wandte sie sich abrupt um und rannte zu Enedala zurück. Wilde Entschlossenheit brannte in ihren Augen, die jedoch ebenso rasch wieder erlosch, wie sie aufgeflammt war. Enedala sah dem Mädchen an, dass es etwas loswerden wollte. In der Annahme, es habe etwas mit dem Gespräch zwischen ihr, Norwod und Jeanne vom Abend zuvor zu tun, nickte Enedala Milan aufmunternd zu. Das Mädchen öffnete den Mund, als wolle es etwas sagen, schloss ihn aber wieder, als habe es sich das ganze anders überlegt. Erneut wandte es sich ab und ebenso abrupt wie zuvor, stürmte es wieder auf die Elfe zu. Entschlossen stemmte sie beide Arme neben Enedala auf den Findling und sah ihr fest in die Augen.
„Warum magst du mich nicht?“, brachte Milan so hastig hervor, als habe sie Angst der neugewonnene Mut könne sie erneut verlassen.
Überrascht sah Enedala in die grün-gold gesprenkelten Augen. Jetzt war sie an der Reihe, den Mund zu öffnen und wieder zu schließen, ohne etwas zu sagen. Groteskerweise ging ihr durch den Kopf, dass sich Milans Sommersprossen im Licht des Mondes unnatürlich hart und dunkel von ihrer blassen Haut abhoben. Eine Haut, um die sie jede Elfe beneidet hätte.
„Warum schläfst du ständig in meinem Bett?“, kam endlich über Enedalas Lippen.
Milan sah sie überrascht an. Ihre Pupillen weiteten sich so stark, dass von der Iris kaum noch etwas zu sehen war. *Wie bei einer Sonnenfinsternis*, dachte Enedala. *Eine dunkle Scheibe umgeben von einem strahlenden Kranz aus Feuer.*
„Ich dachte, das wäre offensichtlich“, antwortete Milan, als sie sich von der Überraschung etwas erholt hatte. „Du hast Alpträume, also dachte ich, wenn ich bei dir schlafe, würde dir das helfen.“

„Merkwürdigerweise habe ich heute Nacht zum ersten Mal keinen Alptraum gehabt und als ich erwachte, warst du nicht da. Vielleicht gibt es da einen Zusammenhang?“ Sie bereute diese Worte, sobald sie ihr über die Lippen gekommen waren. Milans Augen verengten sich und sie wich ein paar Schritte zurück.
„Ist das der Grund, warum du mich nicht magst? Weil du denkst, ich sei für deine Alpträume verantwortlich?“, brauste Milan auf. Irgendwo flog ein Vogel auf, der sich ob der lauten Worte erschrocken hatte.
„Milan, nein, ich, verzeih, das sollte ein Scherz sein.“
„Dann solltest du das Scherzen lassen, denn er war nicht lustig. Du hast meine Frage noch nicht beantwortet. Warum magst du mich nicht? Und leugne es ja nicht! Ich habe mich so sehr darüber gefreut, als du mich vor den Fremden als deine Schwester bezeichnet hast. Doch dann habe ich gesehen, wie unangenehm es dir gewesen ist. Fällt es dir denn so schwer freundlich zu sein? Ich kann ja verstehen, wenn du Norwod nicht magst. Er kann zu Fremden ganz schön stinkig sein. Wenn man ihn erstmal richtig kennt, weiß man, dass er es meist nicht so meint. Aber was ist mit mir? Habe ich dich gekränkt? War ich gemein zu dir? War ich zu aufdringlich? Was es auch war, ich entschuldige mich dafür. Ich bin einfach keine anderen Menschen gewohnt. Norwod hat sich bemüht, mir alles beizubringen, aber er ist ein Kater. Ich weiß nicht, wie man mit anderen Frauen umgeht. Vielleicht habe ich Fehler gemacht, die mir nicht passiert wären, hätte Norwod eine Katze. Wenn du mir sagst, was ich falsch gemacht habe, dann kann ich es ändern. Ich werde alles tun, was du sagst. Aber sag es mir bitte! Warum magst du mich nicht?“
Erschrocken stellte Enedala fest, dass mühsam unterdrückte Tränen in Milans Augen funkelten. Das veranlasste sie etwas zu tun, was sie selbst am meisten erstaunte. Sie erhob sich, ging zu Milan und nahm sie in den Arm. Es war zunächst eine ungelenke Bewegung. Doch als Milan sich an die Elfe schmiegte war es, als taue etwas in Enedala auf, das vor langer Zeit zu Eis erstarrt gewesen war.
„Du hast nichts falsch gemacht“, sagte sie mit einer Sanftheit in der Stimme, die sie selbst am meisten verwunderte.
„Warum bist du dann immer so komisch zu mir?“, schluchzte Milan.
Enedala seufzte. „Das ist eine lange Geschichte. Ich werde sie dir erzählen, aber zuvor sollten wir rein gehen. Es ist für dich zu kalt hier draußen. Norwod würde mich umbringen, solltest du an einer Lungenentzündung sterben.“
Milan kicherte leise. „Das wäre ihm durchaus zuzutrauen.“
Sie betraten die Höhle und Enedala schickte Milan sofort ins Bett, mit der Anweisung sich sofort in die Felle zu kuscheln. Sie selbst legte noch ein paar von den seltsamen Steinen ins Feuer, die Norwod in den Stollen hinter der Höhle fand. Sofort kam Leben in die Glut im Kamin. Kleine Flammen leckten gierig nach den schwarzen Steinen, wurden größer und erfüllten die Höhle schließlich mit wohliger Wärme. Enedala kroch ebenfalls unter die Felle auf ihrem Lager und ließ zu, dass Milan sich an sie kuschelte. Während sie in ihrem Kopf die Worte sortierte, legte sie einen Arm um das Mädchen. Milan seufzte behaglich.
„Meine Geschichte beginnt zu einer Zeit, als deine Großeltern vermutlich noch nicht geboren waren. Ich lebte mit meinem Vater und meinem Bruder in einer großen Stadt, am anderen Ende der Insel. Wir waren nicht reich, weil wir keinen guten Namen hatten und im falschen Teil der Stadt wohnten. Dennoch ging es uns recht gut. Mein Vater war ein sehr geschickter Handwerker und die reichen und wohl angesehenen Menschen und Elfen kauften seine Waren. Aber abgesehen von den geschäftlichen Kontakten verkehrten die angesehenen Bürger dieser Stadt nicht mit Abschaum wie uns.
Was niemand wusste, und was ich bis heute noch nie jemandem erzählt habe, ist, dass ich eine Freundin hatte. Sie war ein Mensch, etwa so alt wie du und dir auch im Wesen sehr ähnlich. Sie kam aus dem besseren Teil der Stadt. Das heißt, es gab gleich zwei Gründe, warum wir nicht befreundet sein durften. Aber wir wurden Freunde, ungeachtet dessen, dass wir nicht miteinander hätten verkehren dürfen. Sobald ihr Vater bei ihr war, kannte ich sie nicht mehr und sie würdigte mich keines Blickes. Waren wir jedoch allein, fielen uns die tollsten Sachen ein. Sie wusste, dass ich magische Kräfte hatte und liebte es, wenn ich ihr etwas davon zeigte. Es gefiel mir, wie sie dann

lachte und sagte, dass sie mich mochte und dass wir für immer Freunde bleiben würden.
Eines Tages überredete sie mich zu einem großen Zauber. Ich hatte Angst, weil er ein hohes Maß an Konzentration und Kraft forderte. Ich war mir nicht sicher, ob ich das würde leisten können. Aber sie ermutigte mich, lobte meine Fähigkeiten, schmeichelte mir. Als ich weiter Bedenken äußerte, änderte sie ihre Taktik. Plötzlich zweifelte sie an meiner Magie. Sie nannte mich feige und schwach. Das einzige, was ich zu meiner Entschuldigung vorbringen kann ist, dass ich jung und unerfahren war. Als sie drohte, nicht mehr meine Freundin sein zu wollen, wenn ich den von ihr gewünschten Zauber nicht ausübte, wurde ich schwach. Du musst wissen, dass sie die einzige Freundin war, die ich hatte. Mein Vater musste hart dafür arbeiten, dass es uns gut ging und mein Bruder hatte auch nie für mich Zeit. Sie war mir so unendlich wichtig, dass ich all meine Bedenken zur Seite schob und schließlich einwilligte.
Du kannst dir vielleicht denken, dass der Zauber schrecklich schief gegangen ist. Als Andenken an mein Scheitern trage ich diese rote Strähne in meinen Haaren.“ Enedala wickelte die rote Strähne um ihren Finger. „Sie wird mich immer an mein Versagen erinnern. Lange Zeit habe ich sie dafür gehasst. Ich hab versucht den Makel, den sie mir aufzwang, zu entfernen, in dem ich die roten Haare einfach abschnitt. Doch sie wuchsen einfach nach. Und zwar kräftiger als je zuvor. Erst mit der Zeit habe ich gelernt, dass sie auch eine Art Auszeichnung für mich ist. Versteh mich jetzt bitte nicht falsch. Es war schrecklich zu sehen, wie alles zusammenbrach. Menschen wurden verletzt. Zum Glück nur verletzt und nicht getötet. Die Auswirkungen, die mein Zauber hatte, waren schrecklich. Darauf bin ich selbstverständlich nicht besonders stolz. Aber allein die Tatsache, dass mir dieser Zauber gelungen ist, einer kleinen, unerfahrenen Elfe, die noch nie in ihrem Leben in Magie unterrichtet worden war… Das ist etwas, auf das ich rückblickend stolz sein kann. Denn das ist es, was mich ausmacht. Ich beherrsche die Macht der Natur. Zugegeben, damals hat sie eher mich beherrscht, aber es war mein Können, mein Verdienst, dass der Zauber überhaupt gelang. Damals dachte ich natürlich anders. Ich wusste nicht, dass die Personen, die leblos auf dem Boden lagen, nur bewusstlos waren. Stattdessen dachte ich, sie wären durch meine Schuld gestorben. Ich war wie versteinert und hatte furchtbare Angst vor den Konsequenzen. Es dauerte Stunden, bis ich mich nach Hause traute, wo man mich bereits erwartete. Ich wurde vor den obersten Rat geführt und befragt. Ich antwortete auf alle Fragen, erwähnte meine Freundin jedoch mit keinem einzigen Wort. Das musste so sein, dachte ich damals, seine Freunde verrät man nicht.
Du kannst dir nicht vorstellen, wie tief verletzt ich gewesen bin, als man die Zeugin rief, die mich angeschwärzt hatte, und meine Freundin durch die Tür kam. Trotzdem fand ich noch immer Entschuldigungen für sie. Wenn man sie gesehen hatte und mit dem Unfall in Verbindung brachte, dann musste sie natürlich aussagen. Und vor dem obersten Rat konnte sie natürlich auch nicht zugeben, dass wir uns kannten. Sobald es mir möglich war, schlich ich mich zu ihr. Es gelang mir, sie alleine anzutreffen. Jetzt würde alles gut werden, dachte ich und habe noch nie so falsch gelegen.“
Bei den letzten Worten war Enedalas Stimme rau geworden und sie stellte zu ihrem Entsetzen fest, dass sie kurz davor war zu weinen. Es war ihr nie bewusst gewesen, wie sehr sie diese alte Geschichte noch immer schmerzte. Milan spürte ihre Not und schmiegte sich noch enger an sie. Erstaunlicherweise fühlte Enedala sich durch diese Geste tatsächlich getröstet. Behutsam legte sie ihre Hand auf Milans Kopf und vergrub ihre Finger in den roten Locken.
„Das Mädchen, das ich für meine Freundin gehalten habe, warf mir Dinge an den Kopf, die so schrecklich waren, dass ich sie nicht wiederholen kann“, fuhr Enedala fort, als sie sich ihrer Stimme wieder sicher war. „Heute weiß ich, dass sie nie meine Freundin gewesen war und mich nur benutzt hat. Du erinnerst mich an sie und ich habe wohl meine Abneigung gegen sie auf dich übertragen. Ein weiterer Grund mag sein, dass man auch unter seinesgleichen leben kann, ohne den richtigen Umgang zu erlernen. Ich verstehe, was du meinst wenn du sagst, Norwod sei ein Kater. Ich habe meine Mutter nie kennen gelernt, sie starb sehr früh. Mein Vater und mein Bruder waren ständig beschäftigt und auch später, als wir in einen Clan aufgenommen wurden, war ich immer eine Außenseiterin und allein. Wie du siehst, sind wir uns in gewisser Weise nicht unähnlich. Es tut mir leid, dass ich mich heute so komisch verhalten habe. Ich mag dich, eigentlich mag ich dich sogar

sehr, wie eine kleine Schwester eben. Aber…“
„Du bist verletzt worden“, durchbrach Milan die Stille, bevor sie unangenehm wurde. „Und du wolltest nicht wieder verletzt werden. Deswegen hast du mich auf Abstand gehalten.“
„Für ein Einzelkind aus der Wildnis, das von einem mürrischen Kater aufgezogen wurde, bist du aber ganz schön weise“, stellte Enedala überrascht fest. Sie spürte, wie Milan lächelte.
„Norwod hat mir das einmal gesagt, als ich ihm die gleiche Frage gestellt habe wie dir.“ Milan gähnte herzhaft.
„Es ist spät“, stellte Enedala fest. „Wir sollten versuchen noch etwas zu schlafen.“
Milan gähnte erneut und rollte sich wie eine Katze zusammen, eng an Enedala gekuschelt. Die Elfe betrachtete das Mädchen und wunderte sich, dass sie ihr gegenüber so offen gewesen war. Hatte sie einen Fehler gemacht? Reue stieg in ihr auf. Entschlossen beugte sie sich vor.
„Wenn du Norwod oder einer anderen sterblichen Seele auch nur ein Sterbenswörtchen von dem erzählst, was ich dir gerade erzählt habe, dann bringe ich dich eigenhändig um“, flüsterte sie Milan ins Ohr und klang dabei wieder genau so, wie immer. Alles Warme und Weiche war aus ihrer Stimme gewichen und hatte der gewohnten Arroganz Platz gemacht. Hatte Milan sie verstanden oder schlief sie schon?

***

Parian starrte wie gebannt auf die Bühne und hatte ein schreckliches Deja vu. Für einen Moment war er wie gelähmt. Er glaubte Minkus wieder in seinen Armen zu spüren. Unwillig schüttelte er den Kopf. Jetzt war keine Zeit für Erinnerungen. Er musste handeln.
„Mahi!“, rief er.
„Ich bin hier“, sagte sie. Er spürte, wie ihre Schnurrhaare ihn im Nacken kitzelten. Er legte eine Hand auf Nemos, eine auf Kleopatras Schulter und sprang. Einen Herzschlag später, standen sie mitten in Nemos Gemächern. Ohne einen weiteren Gedanken an Nemo zu verschwenden und in der Gewissheit, dass Mahi und Kleopatra sich um ihn kümmern würden, rannte Parian aus dem Zimmer. Er fand den Weg in die Wachstube der Palastwachen und schlug Alarm. Sofort sprangen die Männer auf und rannten hinaus. Parian lief ihnen hinterher, schlug außerhalb des Krsiallpalastes jedoch eine andere Richtung ein. Er war ein guter Läufer und so dauerte es nicht lange, bis er die Zeltstadt erreicht hatte und dort ebenfalls Alarm schlug. Auf seinen Rat hin machten sich jedoch nur etwa hundert Mann auf den Palastwachen zu helfen, während die anderen die Zeltstadt und die beiden Eingänge zur Stadt von Atlantis bewachten. Parian hatte sie rasch überzeugen können, dass der Angriff durch die Raben eventuell nur ein Ablenkungsmanöver war und Ravannas eigentliches Ziel woanders liegen könnte. Er musste gar nicht genau auf dieses andere Ziel eingehen. Jeder wusste sofort, was er meinte. Ravanna im Kristallpalast, war eine Vorstellung, vor der jederman erschauderte.
Ein bisschen verwunderte es Parian schon, dass ihm alle so bereitwillig gehorchten und es stieß ihm sauer auf, wenn er daran dachte, dass die meisten von denjenigen, die sich jetzt überschlugen seine Befehle auszuführen, ihn vor ein paar Wochen noch für einen gemeinen Verräter und Attentäter gehalten hatten. Er wusste, dass es müßig war, sich jetzt noch darüber zu ärgern. Besonder wo er jetzt wusste, dass sie im Grunde nichts dafür konnten und alles die Schuld von Bael’anis war. Er wollte ja auch gar nicht nachtragend sein, aber…
Unbewusst war er den Weg zurück zum Kristallpalast gegangen. Jetzt, wo er die anderen alarmiert hatte, kehrte die Sorge um Nemo zurück. Auf sein zaghaftes Klopfen öffnete ihm Kleopatra die Tür.
„Wie geht es Nemo?“, fragte Parian leise.
„Nicht schlechter als gewöhnlich“, antwortete Kleopatra.
„Und Mahi?“
Die Königin seufzte schwer. „Sie gibt wie immer viel zu viel. Kannst du nicht mal versuchen mit ihr zu reden? Wenn sie so weiter macht wird sie am Ende noch zusammenbrechen, wenn wir sie am nötigsten brauchen.“
Parian nickte verstehend. Mit wenigen Schritten war er bei der Katze, die sich tief über Nemo

beugte.
„Wie geht es ihm?“
„Ich weiß es nicht. Vermutlich werden sich die Auswirkungen dieses Ausflugs erst morgen zeigen.“
„Braucht er jetzt akut deine Hilfe?“
Mahi überlegte kurz, schien von der Frage überrascht zu sein.
„Äh, nein“, gab sie schließlich zögernd zu.
„Dann solltest du dich jetzt ein wenig ausruhen“, sagte Parian sanft und ergriff ihre Pfote. Mit sanfter Gewalt zog er sie von dem Bett fort und drückte sie in einen Sessel, der dem Bett gegenüber stand. Er verstärkte den Druck auf ihre Schultern, als Mahi versuchte, wieder aufzuspringen.
„Nicht doch, kleine Goldene“, sagte er sanft. „Ich weiß nicht, ob ich der richtige bin, dir das zu sagen, oder ob du überhaupt auf mich hören magst. Aber Nemo ist nicht der einzige, um den wir uns alle sorgen. Du bereitest uns mittlerweile mindestens genauso viele Sorgen wie er.“
„Ich?“, fragte Mahi verständnislos.
„Ja, du“, mischte sich Kleopatra ein. Sie trat neben Parian und ging vor Mahi in die Hocke, um ihr in die Augen sehen zu können. „Du arbeitest viel zu viel. Im Gegenzug schläfst und isst du zu wenig. Das kann nicht lange gut gehen. Bitte, versuch dich etwas auszuruhen.“
„Aber der Krieg!“, rief Mahi und wollte wieder aufspringen, woran sie erneut von Parian gehindert wurde.
„Der Krieg wird frühestens morgen stattfinden. Ich habe den Palastwachen und den verbliebenen Soldaten bescheid gesagt, dass sie sich um den Angriff auf das Theater kümmern sollen. Ein Teil von ihnen ist sofort aufgebrochen, der andere ist geblieben, um die Stadt und die Zivilisten zu beschützen. Du musst dich ausruhen, Mahi! Wenn es zum Krieg kommt, wird Nemo nicht der einzige sein, der deine Hilfe benötigt. Ich weiß, dass alle Katzen große Stücke auf dich halten und dass du zusammen mit Esme wahre Wunder vollbringen kannst. Doch so, wie du im Moment lebst, betreibst du Raubbau mit deinen Kräften und das wird sich irgendwann ganz fürchterlich rächen. Wir brauchen dich. Und gerade deshalb musst du auf dich acht geben und dich ausruhen.“
Eine Hofdame betrat das Zimmer durch eine verborgene Tür. Sie trug ein Tablett mit einem Glas voll dampfender Flüssigkeit. Ein süß-würziger Duft verteilte sich im Raum, als die Hofdame vor Mahi niederkniete und ihr demütig das Glas hinhielt. Unsichher griff die Katze nach dem Glas, nippte kurz daran und trank es dann mit wenigen Schlucken aus. Ihr war der verschwörerische Blick entgangen, den die Hofdame mit Kleopatra gewechselt hatte.
„Was war in dem Glas?“, verlangte Parian zu wissen, als Mahi herzhaft gähnte und innerhalb weniger Sekunden eingeschlafen war. Er hatte die stumme Zwisprache zwischen den Frauen genau gesehen.
„Kein Grund, sich aufzuregen“, stellte Kleopatra ruhig fest und erhob sich wieder. „Nur ein harmloser Schlaftrunk, den ich früher selber oft zu mir genommen habe. Er wird der armen Mahi etwas von dem Schlaf bescheren, den sie so dringend benötigt. Oder glaubst du etwa, dass sie freiwillig geschlafen hätte?“
Mit wenigen Handgriffen kippte die ägyptische Königin Sitzfläche und Lehne des Sessels, so dass er fast wie ein Bett wirkte. Mahi passte sich den neuen Gegebenheiten an und kuschelte sich in die Decke, mit der Kleopatra sie zudeckte.
„Du solltest jetzt gehen“, sagte sie leise zu Parian. „Ich bin sicher, dass Bhoot ein Krisentreffen einberufen hat, bei dem deine Stimme nicht fehlen darf.“
Parian sah von Mahi zu Nemo und zu Kleopatra.
„Mach dir keine Sorgen, mein lieber Freund. Ich werde hierbleiben und über die beiden wachen. Und sollte ich einschlafen, so werden meine Hofdamen die Wache übernehmen.“
„So werde ich Eurem Befehl gehorchen, meine Königin“, sagte Parian mit einer leichten Verbeugung.
„Ich bin weder deine Königin, noch habe ich dir etwas befohlen“, stellte Kleopatra richtig.
Parian warf Nemo einen langen Blick zu. „In besseren Zeiten wäret Ihr meine Königin“, sagte er traurig, ohne den Blick von dem Schlafenden zu nehmen. „Und Ihr wärt eine verdammt gute Königin geworden!“

Kleopatra sah Parian noch lange nach, der auf dem Absatz kehrt gemacht hatte und aus dem Zimmer gestürmt war. Wie lange war es her, dass Parian sie am liebsten umgebracht hätte, weil sie sich an seinem Bruder vergangen hatte? War sie jetzt wirklich eine andere Person? Was wäre aus ihr geworden, hätte Nemo ihre Liebe nicht erwidert? Und was würde aus ihr werden, sollte Nemo…?
Sie verbot sich, so weit zu denken. Nemo musste leben und er würde leben. Gemeinsam mit ihr würde er sein Volk nach dem Krieg in eine strahlende, neue Zukunft führen. Sie sah sich an seiner Seite, von ihren gemeinsamen Kindern umgeben und unendlich glücklich.
Bitte, flehte sie in Gedanken, *wer immer über diese Insel wacht, lasst sie nicht noch einmal untergehen.*

***

Esme war aus dem Publikum auf die Bühne gelaufen. Obwohl sie nur ein paar Meter entfernt gesessen hatte, war es ein hartes Stück Arbeit sich durchzukämpfen. Sie war die einzige, die zur Bühne rannte, alle anderen kamen ihr in Panik entgegen. Ein Mann, doppelt so schwer wie sie, rannte sie beinahe um. Haltsuchend ruderte sie mit den Armen, wohl wissend, dass sie verloren war, sollte sie zu Boden fallen. Starke Pfoten griffen ihre Pfotengelenke und zogen sie erst zurück auf die Beine, dann auf die Bühne. Dankbar schnurrte sie Bhoots Katzennamen, denn wer sonst hätte sie aus ihrer misslichen Lage befreien sollen. Am liebsten hätte sie sich in seine starken Arme geworfen und den Schrecken um sie herum vergessen. Doch dafür blieb jetzt keine Zeit.
Ohne Bhoot weiter zu beachten kniete Esme sich nieder und untersuchte den Mann. Er blutete aus unzähligen Wunden, die die Raben ihm zugefügt hatten. Esme unterdrückte einen Schrei, als ein harter Schnabel ihre Pfote traf, während ein anderer an ihren Ohren zerrte. Das Geräusch der flatternden Flügel machte ihr Angst. Sie biss die Zähne zusammen und bemühte sich, die zitternden Pfoten unter Kontrolle zu bekommen. Bhoot war bei ihr. Er würde sie beschützen. Er würde nicht zu lassen, dass ihr ernsthaft etwas passierte.
Bhoot und Nath versuchten vergeblich, die wilden Raben von dem Mann und Esme fern zu halten. Es schien, als wollten sie verhindern, dass der Mann Gelegenheit hatte, ihnen mitzuteilen, was geschehen war.
Esme war ganz in ihre Arbeit vertieft und versuchte sich nicht ablenken zu lassen, was gar nicht so einfach war, wenn Schnäbel und Klauen einem ständig am Fell rissen. Wie aus weiter Ferne hörte sie ein dumpfes Rascheln, wie von Stoff, und die Angriffe der Raben ließen spürbar nach. Ebenso der Lärm, der von der anderen Seite der Bühne zu ihnen hochdrang. In einem kleinen Winkel ihres Bewusstseins, der sich nicht mit den Verletzungen des Mannes befasste, wusste Esme, dass jemand den Vorhang herabgelassen haben musste und gratulierte demjenigen für diese kluge Idee.
„Viele!“, wisperte der Mann. „So viele!“
Er sah Esme mit großen Augen an. Eine blutverschmierte Hand krallte sich in ihr Fell. Eindringlich redete der Mann auf sie ein, doch seine Worte ergaben keinen Sinn.
Ein Schatten kniete sich neben sie, schwarz wie die Nacht. Fell stieß an Fell und eine wohltuende Ruhe breitete sich in ihr aus. Für einen Moment schloss sie die Augen, holte ein paar Mal tief Luft und verdoppelte ihre Anstrengungen.
„Wir verstehen dich nicht“, sagte Bhoot ruhig und gab dem Mann ein paar Schluck Wasser zu trinken. „Du musst versuchen, dich zu konzentrieren. Wir können sonst mit deinen Worten nichts anfangen.“
Der Mann schwieg erschrocken. Wenn man ihn nicht verstand, war alles verloren! Gierig trank er das Wasser, dass man ihm anbot.
„So ist es besser“, lobte Bhoot. „Trink, so viel du magst. Und dann versuch dich bitte zu sammeln. Deine Botschaft an uns muss wichtig sein, sonst hättest du nicht so viel auf dich genommen.“
„Viele“, stammelte der Mann erneut. „Sie hat so viele!“
„Wer?“, hakte Bhoot nach. „Wer hat viele?“

„Ravanna.“ Der Mann legte so viel Verachtung wie nur möglich in diesen Namen.
„Wovon hat sie viele? Soldaten? Willst du uns sagen, dass sie viele Soldaten hat?“
„Täuschung“, presste der Mann sichtlich geschwächt hervor. „Glaubt ihr nicht!“ Mit diesen Worten verdrehte er die Augen und sackte schlaff in sich zusammen.
„Ich weiß, dass es wichtig ist, aber er ist wirklich in einer sehr schlechten Verfassung“, sagte Esme. „Seine Verletzungen sind schwer und ich weiß nicht, ob er überleben wird. Du solltest ihm nicht so zusetzen.“
„Aber ich muss“, rief Bhoot verzweifelt. „Du hast ihn doch auch gehört. Er hat wichtige Informationen, die wir dringend benötigen.“
Esme seufzte und beugte sich erneut über den Bewusstlosen. Wenn doch nur Mahi bei ihr sein könnte. Doch die war nach ihrem Auftritt aus dem Bühnenbereich verschwunden. Esme konnte nur hoffen, dass sie sich um Nemo gekümmert hatte. Energisch verbot sich Esme die Gedanken an die junge Freundin und konzentrierte sich voll und ganz auf ihre Aufgabe. Schließlich gelang es Esme, den Mann soweit wieder herzustellen, dass er die Augen öffnete. Zum ersten Mal schien er seine Umgebung bewusst wahrzunehmen. Als er Bhoot erkannte, wollte er sich aufrichten. Esme half ihm dabei.
„Ich bin Antonius, der Späher“, stellte er sich mühsam flüsternd vor. „Ravanna hat uns alle getäuscht. Sie hat unbemerkt ein Heer aufgestellt und greift an.“
„Wann?“, rief Bhoot entsetzt.
„Jetzt“, flüsterte Antonius mit letzter Kraft und schloss die Augen. Sein Körper schien schwerer zu werden. Esme wusste, dass sie ihn verloren hatten. Dennoch bemühte sie sich weiter, gab nicht so schnell auf. Verbissen versuchte sie, das Unvermeidliche aufzuhalten. Sie legte all ihre Kunst und ihre Kraft in ihre Pfoten und wusste doch, dass Antonius seine Augen nicht mehr öffnen würde. Schweren Herzens ließ sie ihn gehen.
Bhoot erhob sich schwerfällig und sah sich um. Durch den geschlossenen Vorhang wirkte die Bühne gespenstisch ruhig. Er sah Naveen, der an den Hebeln stand, die den Vorhang bewegten und bedeutete ihm mit einer Geste, dass er diese wieder öffnen sollte. Sofort legte Naveen einen der Hebel um und ein verborgener Mechanismus setzte die Winden in Gang, die an den Seilen zogen, die über die Bühne gespannt waren. Der schwere Samtvorhang hob sich langsam. Bhoot ging sofort in Angriffsstellung, doch die Raben griffen nicht wieder an.
Esme legte eine Pfote auf das Gesicht des Mannes und schloss behutsam seine Augen.
„Danke“, sagte sie leise. „Du hast uns einen großen Dienst erwiesen. Verzeih, dass ich dich nicht retten konnte. Mögen die Götter von Atlantis mit dir sein und dich dorthin führen, wo deine Liebsten auf dich warten.“
Sie zollte dem Toten mit einer tiefen Verbeugung Respekt, erhob sich ebenfalls und stellte sich neben ihren Kater. Fassungslos starrten sie auf das Chaos im Zuschauerraum. Ein großer Mann teilte die Menge wie ein Fels das Meer und kam langsam auf die Bühne zu. Bhoot half Said hinauf.
„Wir haben ein Problem“, sagte Said und wies auf die Menge, die ungeordnet zu den Ausgängen strömte. „Diese vermalledeiten Vögel und das Wort Krieg haben sie in Panik versetzt. Ich habe versucht, sie zu beruhigen, doch das war unmöglich. Wir müssen etwas unternehmen, Bhoot! Sie werden sich am Ende noch selbst verletzen. Wenn sie sich nicht bald beruhigen fürchte ich, dass es sogar Tote geben könnte.“
Bhoot trat an den Rand der Bühne. Menschen, Katzen und Elfen stolperten durch die Reihen. Sie verstopften die Gänge und behinderten sich gegenseitig. Mit seinem feinen Gehör konnte er einzelne Stimmen ausmachen. Ein Kind rief angstvoll nach seiner Mutter, ein Erwachsener schrie in Todesangst, andere riefen die Namen derer, die sie in der Menge verloren hatten.
Bhoot holte tief Luft und ließ einen gewaltigen Kampfschrei hören. Erschrocken blieben die ersten stehen. Er schrie noch einmal, noch lauter und stellte befriedigt fest, dass die Menge zu ihm aufsah.
„Wir sollten hinunter und für Ordnung sorgen“, schlug Nath vor und kickte den letzten verbliebenen Vogel von der Bühne. Bhoot wunderte sich, dass ihm sein kleiner Bruder völlig entfallen war.
„Du solltest dich lieber von Esme heilen lassen“, schlug er besorgt vor.

Nath sah an sich herunter und strich sich verlegen das blutverschmierte Fell glatt. „Ach, ist nur halb so wild, das meiste davon ist nicht von mir. Was hast du jetzt vor?“, wollte Nath wissen und zum ersten Mal seit einer gefühlten Ewigkeit lagen weder ein Vorwurf noch eine Spitzfindigkeit in seinen Worten.
Bhoot überlegte einen Augenblick.
„Die Idee in der Menge für Ordnung zu sorgen gefällt mir. Aber bevor wir jetzt alle davon stürmen, möchte ich, dass wir uns in einer Stunde im Krankenhaus treffen. Die Lage ist ernst, wir müssen beraten, was zu tun ist.“
Said nickte entschlossen. „Ich werde es an die anderen weitergeben“, sagte er.
„Gut“, sagte Bhoot. „Dann versuchen wir mal unser Glück.“
„Alle mal herhören“, rief Bhoot laut. Er musste mehrmals rufen, bis die Masse ihm zuhörte. Mittels Gesten gelang es ihm, ein paar Mitglieder der Palastwache auf sich aufmerksam zu machen. Sie verstanden sofort und wiesen die Menge mit sanftem Nachdruck darauf hin, dass sie kurz innehalten und sich der Bühne zuwenden sollten.
„Was ihr da macht ist absolut unsinnig“, rief Bhoot wütend. „Ich kann verstehen, dass die zivile Bevölkerung so schnell wie möglich nach Hause will, weil sie glaubt, dort in Sicherheit zu sein. Ist euch denn gar nicht aufgefallen, dass ihr Ravanna so direkt in die Arme laufen könntet? Wir haben keine genauen Informationen, wo genau sie sich aufhält oder wie weit sie schon vorgerückt ist. Im schlimmsten Fall hat Antonius“, er wies mit der Pfote auf den mit einem Laken bedeckten Leichnam, „sein Leben umsonst geopfert, um uns zu warnen. Ich weiß, dass einige von euch mit ihren Waffen ins Theater gekommen sind. Offensichtlich bin ich nicht der einzige, den der volle Mond an die letzte Schlacht erinnert. Bitte seid vernünftig, und lasst die Bewaffneten als erste nach oben. Sollte Ravanna tatsächlich in diesem Moment unser Dorf angreifen, dann benötigen die zurückgelassenen Wachen jede Unterstützung, die sie bekommen können. Die anderen, die nicht bewaffnet sind, möchte ich bitten, im Anschluss ruhig auszuharren. Nehmt die Frauen und Kinder in eure Mitte, achtet auf die Alten und Gebrechlichen. Ich bin sicher, dass Ravanna nur eine Vorhut geschickt hat, die wir schnell besiegt haben werden. Im Moment seid ihr hier in Sicherheit, denn aus den Bergen droht euch keine Gefahr und solange wir zwischen Ravanna und dem Theater sind, kann euch hier nichts geschehen. Ich weiß, ihr habt alle das Wort Krieg aus Antonius’ Mund gehört und das macht euch Angst. Auch ich fürchte mich davor, dass uns die nächste Schlacht so unvorbereitet trifft. Aber noch haben wir eine Chance. Noch liegt die Nacht vor uns. Ein bisschen mehr Zeit wäre zwar besser für uns, aber immerhin haben wir noch Zeit uns vorzubereiten und uns zu sammeln. Bitte geht jetzt so geordnet wie möglich zu euren Häusern und Zelten. Versucht Schlaf zu finden, damit ihr den morgigen Tag ausgeruht beginnen könnt. Ihr werdet eure Kraft brauchen.“
Bhoots Worte verfehlten ihre Wirkung nicht. Im Zentrum des Theaters kehrte Ruhe ein und der Kater hatte zum ersten Mal Gelegenheit, sich genauer umzusehen. Die Loge, in der Nemo und Kleopatra gesessen hatten, war leer. Hektisch sah Bhoot sich um. Wo war Nemo? Wie hatte er das Theater verlassen? War er in Sicherheit? Sein Blick blieb an den oberen Rängen hängen. Der silberne Fleck dort oben, war das Billî? Er wollte genauer hinsehen, doch da war schon nichts mehr zu sehen. Hatte er es wirklich gesehen oder war es Wunschdenken? Und wo war Nemo?
Unsicher blieb er am Rand der Bühne stehen. Sollte er in die Loge und versuchen eine Spur zu finden? Oder war es seine Pflicht, sich weiter um die Zuschauer im Theater zu kümmern?
Nath stand plötzlich neben ihm. Oder hatte er schon die ganze Zeit da gestanden? Bhoot schüttelte unwillig den Kopf. Das war jetzt schon das zweite Mal, dass ihm sein kleiner Bruder völlig entfallen war. Entweder wurde er langsam alt oder der Krieg nahm ihn zu sehr mit.
„Ich glaube, Nemo ist in Sicherheit. Als ich ihn das letzte Mal in der Loge gesehen habe, waren Mahi und Parian bei ihm. Wenn du mich fragst, ist Nemo längst in Sicherheit. Von Mahi weiß ich, dass Parian Nemos Schutz heute Abend sehr ernst genommen hat.“
Bhoot seufzte. Es schien, als würde eine zentnerschwere Last von Bhoots Herzen fallen. Deswegen hatte Parian also nicht im Stück mitgespielt. Insgeheim musste Bhoot sich eingestehen, dass der Halbelf weiter gedacht hatte, als er selbst. Nicht auszudenken, was geschehen würde, bekäme Ravanna Nemo in die Hände.

„Wir sollten jetzt ins Dorf zurück gehen“, sagte Bhoot und ließ offen, wen er damit alles ansprach. Er warf dem Toten einen letzten Blick zu und verbeugte sich leicht in dessen Richtung. Esme, die dicht neben ihm stand, glaubte ein leises Danke zu hören. Bhoot ergriff ihre Pfote und gemeinsam traten sie den Rückweg an.

***

Neery löste sich rasch aus der Schockstarre und gewann die Sicherheit einer Kriegerin zurück. Rasch sah sie sich um. Esme kümmerte sich um den Fremden, der wenige Schritte vor ihnen zusammengebrochen war. Bhoot und Nath wehrten die Raben ab. Der Angriff der Vögel ließ merklich nach, nachdem sich der Vorhang gesenkt hatte. Auf er Bühne selbst gab es nichts mehr, dass sie hätte tun können. Hastig zog sie Karan mit sich durch die Kulissen und hinter die Bühne. Wie erwartet herrschte hier ebenfalls das reinste Chaos. Jemand bahnte sich einen Weg zu ihnen. Erleichtert erkannte Neery Shah Rukh.
„Was ist da draußen los?“, fragte er, kaum dass er in Hörweite war.
„Raben. Sie greifen die Besucher an und einen Mann, der auf die Bühne gelaufen kam. Er sagte etwas von Krieg“, erklärte die Elfe.
„Wie beim letzten Mal“, murmelte Shah Rukh und musste heftig schlucken. „Ich habe gleich geahnt, dass der Mond nichts Gutes bedeutet.“
„Was sollen wir jetzt tun?“, fragte Karan.
„Vor allen Dingen Ruhe bewahren“, sagte Neery bestimmt. „Die Raben haben die Besucher in Panik versetzt. Ich wäre dafür, dass ihr zunächst hier bleibt und abwartet, bis sich das Chaos und die Panik etwas gelichtet haben.“
„*Ihr*?“, hakte Karan besorgt nach.
„Ja. Shah Rukh und du.“
„Das ist mir schon klar. Meine Frage bezog sich eher darauf, dass du dich nicht mit eingeschlossen hast.“
Neery lächelte traurig. „Ich muss da raus“, sagte sie leise, als wäre es das Selbstverständlichste auf der Welt.
„Musst du gar nicht“, widersprach Karan heftig.
Neery legte eine Hand auf seine Wange. „Doch, das muss ich. Denn ich glaube nicht, dass die Raben allein gekommen sind. Ich muss da raus und den anderen helfen.“
„Aber die Panik. Du kannst da nicht raus!“ Karan zeigte auf die Bühne.
„Der Weg ist versperrt, da hast du recht. Ich werde den Weg hinter der Bühne nehmen. Und dann…“
„Kannst du nicht einfach bei uns bleiben?“
Neery schüttelte langsam den Kopf. „Ich habe eine Verantwortung, Karan. Das ist meine Insel und ich bin eine Kämpferin. Da draußen sterben vielleicht Freunde. Ich muss ihnen helfen und das weißt du auch. Es tut mir leid, dass ich dich gerade in dieser Situation verlassen muss, aber ich habe keine andere Wahl. Versteh das doch bitte.“
Karan wirkte noch immer nicht überzeugt, schien jedoch keine Argumente mehr zu finden. Er nickte widerstrebend und gab Neerys Hand frei, die er die ganze Zeit gehalten hatte. Der Kuss, den er ihr gab, war so leidenschaftlich, dass Shah Rukh sich verlegen abwandte.
„Pass gut auf ihn auf“, bat Neery ihn. Sie machte auf dem Absatz kehrt, ohne eine Antwort abzuwarten. Sie rief ein paar Namen und die Angesprochenen folgten ihr. Sie schienen froh zu sein, dass ihnen jemand sagte, was zu tun war. Soniye, die ein wenig abseits gestanden hatte, trat zu ihnen.
„Du bist allein?“, wunderte sich Karan. „Wo ist Mahi?“
„Sie lief direkt nach ihrem Auftritt zu Nemo. Habt ihr sie denn nicht gesehen?“
„Nein. Aber das muss nichts heißen“, versuchte Karan Soniye zu beruhigen. „Ich muss gestehen, dass ich nicht groß auf das Publikum geachtet habe, während ich auf der Bühne war.“

„Sie ist mit Parian in den Kristallpalast teleportiert“, warf Shah Rukh ein. „Du brauchst dir also wirklich keine Sorgen zu machen. Sie befindet sich an dem sichersten Ort, den es im Moment gibt.“
Soniye atmete erleichtert auf. „Einer weniger, um den ich mich sorgen muss.“
„Billî?“, fragte Karan leise.
„Er saß im Publikum“, antwortete Soniye mit tonloser Stimme. „Ich mag gar nicht darüber nachdenken, was ihm alles…“
Shah Rukh nahm die schluchzende Katze in den Arm. „Dann denk nicht drüber nach. Billî ist ein starker und besonnener Kater. Er wird sich schon durchsetzen und heil nach Hause zurück kommen.“
Soniye schniefte vernehmlich. Karan reichte ihr ein Taschentuch, das Soniye dankbar entgegennahm.
„Danke“, sagte sie. „Wir sollten versuchen, ebenfalls nach Hause zu gehen. Vermutlich werde ich dort gebraucht.“

***

Neery erreichte den oberen Rand des Amphitheaters ohne Probleme. Wie erwartet war die Treppe hinter der Bühne leer. Zwei Stufen auf einmal nehmend rannte sie die Stufen empor, gefolgt von ein paar Mitgliedern der Palastwache und einigen Elfen, die kleinere Rollen in dem Theaterstück übernommen hatten. Rückblickend wirkte die Idee das Stück aufzuführen absurd. Wie hatten sie nur auf diese Idee kommen können? Hatten sie nicht kommen sehen müssen, dass Ravanna die Situation ausnützen würde?
Sie rannte vorsichtig ein paar Schritte auf die Ebene, die sich an das Theater anschloss. Das Licht des Mondes reichte aus, damit sie alles gut erkennen konnte. Die Angreifer kamen aus den Bergen und es schienen nur ein paar Hundert zu sein. Sie versuchten durch die Linie der Verteidiger zu brechen, was ihnen an einigen Stellen auch gelang.
„Verteilt euch und versucht euch nützlich zu machen“, schrie Neery und hatte bereits den ersten Stein in ihrer Schleuder und brachte damit einen Mann zu Fall, der das Theater schon fast erreicht hatte. Sie bereute es, ihren Bogen nicht zur Hand zu haben. Doch sie hatte so lange mit der Steinschleuder gekämpft, dass der Nachteil nur gering war.
Nur wenige Schritt entfernt kämpfte eine Palastwache mit einem Halbelfen. Neery schoss und der Halbelf sackte in sich zusammen. Die Palastwache beugte sich zu ihm hinab, nahm sein Schwert und warf es Neery zu. Es war schlecht ausbalanciert und sie würde nicht halb so gut damit kämpfen wie mit Steinschleuder oder Bogen, aber es war eine Waffe. Und eine sehr nützliche noch dazu. Es bereitete ihr keine große Mühe, ihren Angreifer außer Gefecht zu setzen. Zu spät erkannte sie, dass sein Angriff nur ein Ablenkungsmanöver gewesen war. Er ermöglichte einem Mann in zerlumpter Kleidung den Durchbruch. Neery hob einen Stein auf. Mit etwas Glück würde sie den Mann noch daran hindern können, in das Theater einzudringen. Sie zielte und ein brennender Schmerz biss in ihre Wange. Blitzschnell griff sie nach ihrem Schwert und wehrte den Angreifer ab. Es ärgerte sie, dass sie dadurch dem Feind gestattete in das Theater einzudringen, doch sie musste sich um die unmittelbare Gefahr in ihrer Nähe kümmern.
Es dauerte nicht lange und der Angriff war zurückgeschlagen. Gemeinsam mit ihren Mitstreitern untersuchte sie die Gefallenen. Sie waren alle tot. Doch nicht alle schienen während des Kampfes gestorben zu sein.
„Wir sollten keine Gefangenen machen“, sagte ein Mann neben ihr, den sie oft in der Nähe von Said gesehen hatte. „Wer nicht mehr kämpfen konnte, hat sich selbst getötet.“
„Aber warum?“, fragte Neery verständnislos.
„Damit wir sie nicht befragen können. Said wird nicht sehr erfreut darüber sein. Ich frage mich, wie sie uns so leicht überraschen konnten.“
„Gibt es… ich meine… haben wir…?“
Der Mann sah Neery an und schüttelte den Kopf. „Ein paar Verletzte, aber keine Toten. Sie haben vermutlich gedacht, dass wir unvorsichtig werden, wegen des Theaterstücks. Aber wir waren

schnell. Ich wünschte nur, sie wären nicht unbemerkt so weit gekommen."
„Aamir Raaz! Hier lebt noch einer!"
Der Mann entschuldigte sich knapp und folgte dem Ruf. Als sie den Rufer erreichten, schlug der Gefangene gerade die Augen auf. Neery erkannte, dass sie ihn mit einem Stein am Kopf getroffen hatte. Panisch sah sich der Mann um. Ehe jemand es verhindern konnte, steckte er sich etwas in den Mund. Aamir Raaz versuchte noch, seinen Mund zu öffnen und ihn am Schlucken zu hindern, doch es war zu spät. Der Gefangene verdrehte die Augen und sein Körper erschlaffte.
„Verdammt! Warum habt ihr ihn nicht gefesselt?"
Die Umstehenden stammelten Entschuldigungen, doch Aamir Raaz winkte müde ab.
„Ein Selbstmordkommando mit schlecht ausgebildeten Kämpfern. Wir sollten gewinnen und diese Männer sollten alle sterben. Was für ein perfider Plan."
„Aber warum das alles?", wollte Neery wissen. Für sie war das Geschehene unbegreiflich.
„Um uns zu ängstigen und um uns Ravannas Macht zu zeigen. Soll sie ruhig denken, sie habe uns eingeschüchtert. Wir werden ihr zeigen, wozu wir fähig sind!"
Neery hätte Aamirs Optimismus nur zu gerne geteilt, war sich jedoch sicher, dass es nicht so einfach werden würde. Da es nichts mehr für sie zu tun gab, kehrte sie ins Theater zurück. Erleichtert stellte sie fest, dass Karan und Shah Rukh noch immer auf sie warteten. Es tat so verdammt gut von Karan umarmt zu werden, dass sie beinahe vor Erleichterung geweint hätte.
„Wir sollten uns jetzt auf den Weg machen", sagte sie. „Bhoot hat eine Versammlung einberufen, die ich gerne besuchen möchte."
„Das wird deinem Vater aber gar nicht gefallen", gab Karan zu bedenken.
„Dann wird sich mein Vater eben daran gewöhnen müssen, dass ich Dinge tue, die ihm nicht gefallen. Schließlich hat er genug Dinge getan, die mir nicht gefallen haben."

***

Als der Angriff der Vögel erfolgte und das Chaos losbrach, befand Billî sich etwa in der Mitte der Sitzreihen. Er überlegte kurz, was wohl besser wäre, abwärts oder hinauf zu laufen, da wurde er auch schon von der Masse der anderen Besucher mitgerissen. Er hatte gar keine andere Wahl, er musste ihnen folgen, so sehr drängten von hinten immer neue Besucher nach. Verzweifelt versuchte er, die Menschen, Katzen und Elfen in seiner Nähe zur Ruhe zu mahnen, doch niemand schien ihn zu verstehen. Panisch strebten alle zu einer der großen Treppen, welche die Sitzreihen in verschiedene Segmente teilte. Billî konzentrierte sich nur noch darauf, in den engen Sitzreihen nicht zu stolpern und hinzufallen. Er hatte Angst von den anderen tot getrampelt zu werden.
Eine Elfe überholte ihn, ein Kind an ihrer Hand. Das Mädchen erinnerte ihn an den Vorfall am Abend, doch hatte diese kleine Elfe schwarze Haare. Besorgt beobachtete Billî die beiden. Bemerkte die Mutter denn nicht, dass sie zu schnell für die kurzen Beinchen ihrer Tochter war? Oder konnte sie nicht langsamer laufen, weil die anderen sie von hinten zu schnell vorwärts schoben? Es kam, wie es kommen musste: Die Hände lösten sich. Erschrocken sah die Mutter sich um, versuchte sich gegen die Massen zu stemmen und wurde von ihnen wie von einer gewaltigen Welle fort gespült.
Billî verdoppelte seine Anstrengungen und versuchte die kleine Elfe zu erreichen, die ein paar Meter vor ihm ängstlich vorwärts stolperte. Ohne den Halt, den die Mutter ihr gegeben hatte, wirkte sie verloren. Billî hatte sie fast erreicht, als sie plötzlich aus seinem Blickfeld verschwand. Entsetzt erkannte er, dass sie gestürzt sein musste. Bei allen Göttern, sie hatte nicht den Hauch einer Chance! Endlich war Billî bei ihr. Schützend warf er sich über das Kind. Füße trafen ihn an jeder Stelle seines Körpers. Er versuchte, das Kind zu schützen und seinen Kopf. Er schnappte nach Luft, als ihn ein besonders harter Tritt an der Hüfte traf. Stechender Schmerz jagte durch sein Bein und er begann zu wanken. Er durfte nicht fallen! Es war schon gefährlich, aufrecht zu knien, aber wenn er auf den Boden fiel, war er verloren! Etwas traf ihn im Rücken, presste ihm die Luft aus den Lungen. Es war eine verdammt schlechte Idee gewesen, sich um die kleine Elfe zu kümmern. Nobel zwar, aber dumm. Jetzt würden sie beide draufgehen. Er ahnte, dass er sich nicht mehr lange würde

halten können.
Und plötzlich hörten die Tritte auf. Erstaunt hob Billî den Kopf. Es hasteten noch immer Menschen, Katzen und Elfen in Panik an ihm vorbei, aber wie durch ein Wunder liefen sie jetzt um ihn herum, wie Wasser um einen Felsen.
„Hey, Katerchen, alles in Ordnung bei dir?“, rief eine Stimme hinter ihm.
„Saif, bist du das?“
„Stets zur Stelle, wenn man mich braucht. Bist du verletzt?“
„Nein, ich glaube nicht. Vielleicht ein paar blaue Flecken, aber nichts Ernstes.“
„Ich denke, es ist auch gleich vorbei. Irgendwann muss dieses Theater ja auch mal leer sein.“
Es dauerte nicht mehr lange, da hörte der Strom endlich auf. Saif drehte sich um und reichte Billî eine Hand. Mühsam erhob sich der Kater. Sein Rücken schmerzte und sein Bein fühlte sich beinahe taub an.
„Danke“, sagte er zu Saif, der behutsam Dreck und Staub aus Billîs Fell klopfte.
„Nichts zu danken. Ich hatte keine Lust hinter der Bühne zu warten bis das Stück vorbei war, also bin ich ins Publikum gegangen, um den Rest nach meinem Auftritt zu bewundern. Da hab ich dich gesehen und wollte zu dir, aber... So, das sollte für’s erste genügen.“
„Danke“, wiederholte Billî und wandte sich der kleinen Elfe zu. Er ging in die Hocke, um ihr in die Augen sehen zu können.
„Vorsicht!“, rief Saif plötzlich und riss das Mädchen an sich.
Billî kam in einer geschmeidigen Bewegung wieder hoch, hob die Pfote und wehrte den Angriff ab. Ein zerlumpt aussehender Mensch brach zusammen. Er war tot, bevor er auf dem Boden aufschlug. Erschrocken hob Billî den Blick und sah, dass in den oberen Reihen bereits gekämpft wurde. Erschrocken musste er feststellen, dass die Besucher in ihrer Panik dem Feind vermutlich direkt in die Arme gelaufen waren.
„Du ahnst gar nicht, wie sehr ich das hasse“, murmelte Billî und nahm dankbar ein Taschentuch entgegen, das Saif ihm reichte. Angewidert wischte er sich das Blut von der Pfote. Er betrachtete den Menschen, der tot vor seinen Pfoten lag. Das war eindeutig niemand aus ihrem Dorf oder der Zeltstadt.
„Ich glaube, wir sollten hier verschwinden“, meinte Saif und hob die kleine Elfe auf den Arm. Vertrauensvoll schmiegte sie ihren Kopf an seine Schulter.
Ein Kampfschrei erschütterte das Theater und gleich darauf noch einer. Billî musste sich nicht erst der Bühne zuwenden, um zu wissen, dass es Bhoot war, der versuchte die Aufmerksamkeit der Flüchtenden zu erhalten. Deutlich waren seine Worte auch in den oberen Rängen noch zu hören und Billî musste seinem großen Bruder Respekt zollen. Eine bessere Rede hätte er unter diesen Umständen auch nicht halten können. Die Besucher, die sich immer noch am Boden des Theaters befanden, beruhigten sich. Das war endlich mal eine gute Nachricht. Die Schlechte war, dass der Kampflärm immer deutlicher wurde, je näher sie dem oberen Rand des Theaters kamen. Erneut keimte die Sorge um die Besucher in Billî. Die meisten waren Zivilisten gewesen und kaum einer hatte eine Waffe getragen. Der Kater beschleunigte seine Schritte. So sehr er das Kämpfen auch hasste, wenn er dadurch das Leben eines anderen retten konnte, würde er seine Bedenken beiseite schieben und helfen.
„Die haben uns ganz schön überrascht“, sagte Saif nach einer Weile.
„Das hätte nicht passieren dürfen“, antwortete Billî gepresst. „Wir hatten doch Wachen aufgestellt. Wie konnte der Feind so weit in unser Gebiet eindringen, ohne dass wir ihn bemerkt haben?“
Keuchend blieb Billî stehen.
„Hey, geht es dir nicht gut, Katerchen?“, fragte Saif besorgt.
„Es geht schon.“
„Du hast doch Schmerzen!“
Billî versuchte ein Lächeln. „Ich habe ein paar Tritte abbekommen. Nicht der Rede wert. Morgen wird das vergessen sein.“
„Sicher? Vielleicht solltest du dich doch noch einen Tag ausruhen.“
Billî schüttelte heftig den Kopf. „Nein! So sehr ich das Kämpfen und den Krieg hasse, ich werde

nicht kneifen!“
Saif erschrak über die Heftigkeit, mit der Billî diese Worte sagte.
„Ich wollte dich weder angreifen noch deinen Mut in Frage stellen. Es ist nur... im Krieg sollte man absolut fit sein. Sobald deine Bewegungen eingeschränkt sind, weil du Schmerzen hast, könnte das für dich zu einem Problem werden. Und Probleme in einer Schlacht enden nicht selten mit dem Tod.“
„Du machst dir Sorgen um mich?“, wollte Billî leise wissen.
„Selbstverständlich mache ich mir Sorgen um dich! Immerhin hast du deinen Katzensabber mit mir geteilt. Das verbindet ungemein!“
Beinahe gegen seinen Willen musste Billî lächeln.
„Wer hätte an diesem Tag gedacht, dass uns das hier erwartet?“ Billî machte eine allumfassende Geste. „Alle waren so glücklich und jetzt…?“
„Was ist los mit dir Katerchen? Du hast die letzten Tage schon so bedrückt gewirkt.“
„Ach, ich weiß nicht. Die letzten Wochen ist alles so schrecklich kompliziert geworden.“
„Bael’anis?“, hakte Saif nach.
„Du hast davon gehört?“
„Ich fürchte alle haben davon gehört.“
„Und was hält man davon?“
„Unterschiedlich. Aber die meisten äußern doch Verständnis für die Situation und die Umstände.“
Billî sah Saif skeptisch an, sagte aber nichts. Schweigend erklommen sie die letzten Reihen. Vorsichtig sahen sie sich um. Auf der Ebene um das Amphitheater herrschte noch immer das absolute Chaos. Menschen, Elfen und Katzen rannten wild durcheinander, riefen Namen von Vermissten und niemand schien auf den anderen Rücksicht zu nehmen. Hinter ihnen, im Kessel des Amphitheaters, warteten weitere Besucher darauf, endlich nach Hause gehen zu können. Wer würde schlafen und wer die ganze Nacht wachliegen? Und wer würde am nächsten Abend noch leben?
An einem sorgenfreien Abend, an dem Romeo und Julia in Liebe vereint den Theatertod sterben sollten, starben nun Unkatzen, Menschen und Halbelfen einen sehr realen Tod. Angewidert wandte Billî sich ab. Er empfand Erleichterung, aber keine Siegesfreude. Wenigstens waren die Besucher in Sicherheit. Sie hatten sich alle instinktiv zum Dorf der Katzen hingewandt, weg von den Bergen, aus denen die Angreifer gekommen waren. Zwischen Zivilisten und Angreifern standen die Soldaten, die im Dorf zurückgeblieben waren und schlugen den Feind zurück. Die Lage war ernst, schien sich aber bereits zu entspannen. Es sah zumindest so aus, als würde der Feind immer weiter zurückgedrängt werden.
Eine Elfe kam auf sie zu gerannt und rief einen kompliziert klingenden Namen, den Billî sich nicht merken konnte. Das kleine Elfenmädchen auf Saifs Arm hob den Kopf und wollte zu seiner Mutter, die es erleichtert auf den Arm nahm. Wortreich bedankte sie sich bei Saif und Billî, dann war auch sie wieder in der Menge verschwunden.
Ob sie morgen Abend auch noch so fröhlich sein werden?, überlegte Billî. Das Hochgefühl vom Nachmittag war verschwunden. Die Brutalität der Wirklichkeit hatte ihn eingeholt. An Saifs Seite humpelte er in sein Dorf zurück. Vielleicht hatte Soniye ja einen Moment Zeit für ihn, bevor er sich mit den anderen zum großen Krisentreffen einfand. Mit weniger Schmerzen war er ein besserer Denker.

***

Es war ein harter, aber kurzer Kampf. Ravanna hatte lediglich eine kleine Vorhut von etwa tausend Mann geschickt, die von den Wachen im Theater eingekesselt und geschlagen wurden. Niemand überlebte. Aber es wurde auch niemand gefangen genommen. Als sicher war, dass ihnen vorerst keine Gefahr mehr drohte, zogen sich Bhoot, Said und Câel’Ellôn zu einer Lagebesprechung ins Krankenhaus zurück. Die Wachen hatten die Aufgabe erhalten, die Leichen der Angreifer aus dem

Weg zu schaffen und nach weiteren Hinweisen zu suchen.
Ami, die im Krankenhaus geblieben war, wies ihnen ein großes Zimmer zu, das neben einem Bett auch einen Tisch enthielt. In einem Regal neben dem Fenster befanden sich Bücher, Pergamentrollen und ein Tintenfass. Mit weit ausholenden Schritten tigerte Said unruhig durch den Raum. Er hatte mit den anderen gekämpft und noch immer rauschte das Adrenalin durch seine Adern. Die oberflächlichen Blessuren, die er in dem kurzen Kampf davon getragen hatte, waren sofort von einer Katze geheilt worden. Seinen verletzten Stolz hatte sie jedoch nicht heilen können. Hinter ihm betrat Nath das Zimmer und sah sich unsicher um. Fast befürchtete er, hinausgeworfen zu werden, doch anscheinend hatte niemand etwas gegen seine Anwesenheit einzuwenden.
„Wir haben uns wie die Tölpel überrumpeln lassen. Verdammt, wir sind doch keine blutigen Anfänger! Das hätte nicht passieren dürfen. Wenn ich denjenigen erwische, der dafür verantwortlich ist…“, schrie Said wütend, als er von einem Klopfen unterbrochen wurde und Billî in den Raum gehumpelt kam. Er winkte ab, als Bhoot ihm einen besorgt fragenden Blick zuwarf. .
„Nicht nur, dass Ravanna uns völlig unvorbereitet getroffen hat“, nahm Said den Faden wieder auf, „ihr Angriff hat ein unbeschreibliches Chaos ausgelöst. Ohne dein Eingreifen, Bhoot, hätte es garantiert Tote gegeben. Den Göttern sei Dank, haben wenigstens die Besucher im unteren Teil des Theaters auf dich gehört. Ich selbst habe einem Kind geholfen, dass gestürzt war und beinahe zu Tode getrampelt worden wäre. Das hätte einfach nicht passieren dürfen!“
„Wenigstens haben wir gesiegt“, warf Câel’Ellôn ein.
„Aber mit mehr Glück als Verstand“, sagte Said bitter.
Es klopfte und Ami betrat den Raum.
„Wir hatten wohl mehr Glück als Verstand“, wiederholte sie unbewusst Saids Einschätzung der Lage. „Es gab nur ein paar Leichtverletzte und eine größere Schnittwunde. Esme kam gerade aus dem Theater und berichtete, dass es dort auch ein paar Verletzte gab. Hauptsächlich Quetschungen und Prellungen. Aber sie macht sich große Sorgen um Mahi. Seit ihrem Auftritt scheint sie niemand mehr gesehen zu haben. Wisst ihr, wo sie jetzt ist?“
„Sie kümmert sich um Nemo“, sagte eine Stimme hinter Ami.
Verwundert drehte sie sich um.
„Parian! Wo kommst du denn her? Und wie hast du es geschafft, den Kampf ohne Verletzungen zu überstehen?“, rief Câel’Ellôn überrascht.
„Ich habe nicht gekämpft“, sagte Parian sichtlich unbehaglich. „Als der Späher etwas von Krieg sagte, bin ich sofort mit Nemo und Kleopatra in den Kristallpalast teleportiert. Mahi habe ich selbstverständlich mitgenommen. Ich dachte, Nemo könnte sie vielleicht brauchen. Bitte verzeiht, dass ich euch nicht helfen konnte. Ich wäre ja zurück teleportiert, wollte mir den Sprung aber lieber für den Ernstfall aufheben. Unten in der Stadt klang es nicht so, als wäre hier oben jemand ernsthaft in Gefahr gewesen. Ich hoffe, ihr denkt jetzt nicht, dass ich mich vor dem Kampf drücken wollte.“
Said, der sich etwas beruhigt hatte, legte Parian eine Hand auf die Schulter.
„Du hast vollkommen richtig gehandelt“, sagte er. „Nemos Sicherheit war in diesem Moment am wichtigsten. Und da ich denke, dass uns spätestens morgen eine weitere Schlacht bevorsteht, war es vermutlich weise, keinen unnötigen Sprung zu verschwenden. Ich wünschte nur, wir hätten einen Gefangenen machen können oder wüssten wenigstens, warum wir erst so spät gewarnt wurden. Unsere Späher waren doch bisher immer zuverlässig.“
„Da war Bael’anis ja auch noch auf unserer Seite der Front“, sagte Câel’Ellôn düster. Er hatte den Verrat immer noch nicht verwunden.
„Ich stimme Câel’Ellôn zu“, sagte Parian. „Auch ich vermute, dass wir es mit Bael’anis zu tun haben. Ich fürchte, in Zukunft können wir uns nicht mehr ohne weiteres auf unsere Augen verlassen.“
„Und wie sollen wir dann herausfinden, was Ravanna plant?“, wollte Bhoot wissen. Er klang genauso verzweifelt, wie Billî sich fühlte. Wenn sie sich nicht mehr auf ihre Späher verlassen konnten war die Lage wirklich aussichtslos.
„Ich hätte da vielleicht eine Idee“, sagte Said und sah dabei Parian an. „Ich weiß, ich habe mich in der Vergangenheit oft lustig über dich gemacht. Dafür bitte ich jetzt inständig um Verzeihung.“

„Verzeihung gewährt“, sagte Parian leicht verwirrt.
„Danke. Meinst du, du könntest einen deiner tierischen Freunde fragen, was Ravanna plant?“
Parian dachte angestrengt nach. „Ich weiß nicht. Seit der Wald nicht mehr vor unserer Türe steht, sind nur noch sehr wenige Tiere in der Gegend. Aber ich habe da vielleicht eine Idee. Entschuldigt mich bitte für ein paar Minuten.“
Nach etwa einer Viertelstunde kam Parian zurück. Er war aschfahl im Gesicht und sank dankbar auf einen Stuhl, den Bhoot ihm hastig hinschob.
„Ravannas Heer ist gigantisch“, flüsterte Parian und trank hastig einen Schluck Wasser. Sein Hals fühlte sich rau und kratzig an. Er musste sich mehrmals räuspern, bevor er weiter reden konnte. „Sie steht direkt hinter den Hügeln, die den alten Wald auf der anderen Seite begrenzt haben. Ich kann nicht genau sagen, wie viele Soldaten sie hat, aber es sind deutlich mehr als wir haben. Hinter den Hügeln ist eine Ebene, die etwa doppelt so groß ist wie diejenige, die zwischen dem Dorf der Katzen und dem Meer liegt. Sie ist schwarz vor Soldaten und es kann sein, dass sie noch mehr Männer in den Bergen versteckt hat.“ Parian trank hastig einen Becher Wasser aus.
„Ich vermute, dass sie in Wellen angreifen wird“, sagte Said düster. „Sobald unsere Männer müde sind, wird die Nachhut angreifen und uns den Rest geben. Wir werden unsere Männer sehr gut aufstellen müssen, wenn wir eine Chance haben wollen.“
„Schätze, das wird eine kurze Nacht“, sagte Câel’Ellôn lakonisch und breitete ein Pergament auf dem Tisch aus. Bhoot beschwerte es mit dem Tintenfass und ein paar Büchern, damit es sich nicht wieder aufrollte. Mit geübten Strichen skizzierte Câel’Ellôn das Schlachtfeld und die nähere Umgebung. Parian nutzte die Zeit um eine Handvoll Knöpfe zu knopfen, die ihr Heer und das von Ravanna darstellten. Den Rest der Nacht würden sie damit verbringen, verschiedene Angriffsformationen durchzugehen.
Sie brüteten bereits seit einer guten Stunde über dem Schlachtplan, als die Tür ohne zu klopfen aufgerissen wurde und Neery selbstbewusst das Zimmer betrat.
„Was willst du hier?“, fragte Câel’Ellôn verblüfft.
„Ich möchte euch helfen“, sagte Neery ruhig und warf Parian einen schnellen Blick zu.
„Du solltest besser schlafen.“
„Ich will aber nicht schlafen, ich will helfen“, bekräftigte Neery ihren Standpunkt.
„Du wirst jetzt sofort zurück gehen und dich ins Bett legen, mein Fräulein. Ich dulde keine Widerrede!“
„Und ich werde nicht ins Bett gehen. Das hier ist meine Insel, meine Heimat. Du hast mich einmal herum geschubst wie ein Möbelstück, noch einmal werde ich das nicht zulassen. Ich bleibe hier und werde mit euch zusammen versuchen, einen Plan zu entwickeln, diese Schlacht zu gewinnen.“
„Das wirst du nicht tun! Ich will nicht, dass dir etwas passiert. Deswegen verbiete ich dir hierzubleiben und morgen am Kampf teilzunehmen.“
Neery lachte bitter. „Du scheinst zwei Dinge zu vergessen. Erstens bin ich kein kleines Kind mehr und zweitens wird es nicht mehr viel geben, wo ich in Sicherheit wäre, wenn wir diesen Kampf verlieren. Es ist also völlig egal, ob ich mich während des Kampfes in Gefahr bringe oder danach in ständiger Gefahr schwebe.“
„Du scheinst zu vergessen, dass ich dein Vater bin. Du hast gefälligst zu gehorchen, wenn ich dir etwas sage. Und ich bestehe darauf, dass du dich mit deiner Mutter in Sicherheit begibst.“
„Welche Sicherheit? Hier gibt es keine Sicherheit mehr. Zumindest nicht solange wir Ravanna besiegt haben.“
„Und du glaubst, dass deine Teilnahme an dieser Schlacht etwas am Ergebnis verändern könnte?“
„Ob ich das Ende der Schlacht beeinflussen kann, wird die Zukunft zeigen. Und darum geht es im Moment auch gar nicht. Ich kann einfach nicht dasitzen und nichts tun, während alle um mich herum kämpfen und sterben. Das hier ist unser aller Kampf. Und deshalb sollte auch jeder kämpfen, der sich dazu in der Lage sieht.“
„Aber…“ Câel’Ellôns Stimme brach.
„Ich kann ja verstehen, dass du Angst um mich hast“, fuhr Neery etwas sanfter fort. „Aber kannst du mich denn nicht auch verstehen? Ich muss kämpfen, auch wenn ich lieber mit Karan davon

laufen würde. Aber Ravanna ist überall. Es gibt keinen Ort auf dieser Insel, wo wir in Sicherheit wären. Und Karan wäre mit einer Flucht auch nicht geholfen. Er muss in seine Welt zurück. Und das geht nur, wenn es Nemo wieder besser geht. Und dafür müssen wir Ravanna besiegen. Ich kann nicht anders, versteh das doch bitte! Und wenn du dich einmal umguckst, dann wirst du dir eingestehen müssen, dass ich von allen im Clan die beste Bogenschützin bin. Du kannst nicht auf mich verzichten!“
„Eigentlich solltest du Dawn gut genug kennen um zu wissen, dass man sie nicht umstimmen kann, wenn sie sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hat“, kam Parian seiner besten Freundin zur Hilfe. „Deine Vatergefühle in allen Ehren, aber wenn du ehrlich mit dir selbst bist, wirst du feststellen, dass sie einfach kämpfen muss. Für sich selbst und für die, die sie liebt. Ich würde sie auch gerne in Sicherheit wissen. Nur wo ist es im Moment noch sicher?“
Man sah Câel’Ellôn an, dass er mit sich rang. Schließlich gab er seufzend nach.
Es war kurz nach Mitternacht, als es an der Tür klopfte. Die Männer, die Kater und Neery sahen sich erstaunt an und waren noch erstaunter, als nach einem halblauten „Herein“ von Bhoot Kleopatra den Raum betrat. Sie trug eine eng anliegende Kampfmontur aus schwarzem Leder mit halb hohen Lederstiefeln, die mit weichem Fell gefüttert waren. Begleitet wurde sie von zwei Frauen, die ähnlich gekleidet waren. Es handelte sich um Kleopatras persönliche Leibwache, die sie nur zu besonderen Anlässen in die Pflicht nahm.
„Guten Abend meine Königin“, sagte Bhoot höflich und verneigte sich leicht. „Was verschafft uns die Ehre? Ich hoffe, Nemo geht es gut?“
Kleopatra seufzte. „Es geht ihm nicht besser als an den anderen Tagen, aber zum Glück auch nicht schlechter. Ich bin gekommen, weil ich kämpfen möchte.“
„Was?“, rief Bhoot entsetzt. „Das geht nicht! Das ist absolut unmöglich! Wenn Euch etwas zustoßen würde! Niemand kann für Eure Sicherheit garantieren!“
„Ich bin nicht wehrlos, falls ihr das glaubt. Wie hätte ich sonst den Assassinen vertreiben können, der noch dazu mit unfairen Mitteln gekämpft hat? Ich bin die angehende Herrscherin von Atlantis!“, fügte Kleopatra mit einem Anflug ihrer alten Arroganz hinzu. „Ich habe ein Anrecht darauf, diese Insel, Nemos Insel, unsere Insel zu verteidigen, wie jeder andere Bürger auch! Ich besitze 21 gut ausgebildete Leibwächterinnen und noch einmal 21 Hofdamen, die von je einer meiner Leinwächterinnen ausgebildet wurden. Sie sind nicht ganz so gut, wie ihre Lehrerinnen, können sich aber mit Sicherheit verteidigen!“
„Wir reden hier von einem Krieg“, warf Said ein. „Das ist etwas völlig anderes, als sich in einem Zimmer gegen einen Angreifer zur Wehr zu setzen. Bael’anis hat unfair gekämpft? Im Vergleich zu dem, was auf dem Schlachtfeld passieren wird, war er der reinste Engel!“
„Das ist unfair!“, rief Neery erbost. „Nur weil sie Frauen sind, wollt ihr sie nicht kämpfen lassen. Ich war bei einem Training von Kleopatra und ihren Wachen dabei, sie sind wirklich sehr gut. Meiner Meinung nach sollten wir ihnen eine Chance geben. Und ehrlich gesagt bin ich der Meinung, dass wir im Moment jegliche Verstärkung brauchen können.“
Câel’Ellôn wollte ebenfalls etwas zu dem Thema sagen, schwieg jedoch, als sein Blick auf Parian fiel. Dieses Glitzern in seinen Augen gefiel ihm ganz und gar nicht. Was führte der Halbelf jetzt schon wieder im Schilde? Câel’Ellôn musste nicht lange warten, bis Parian ihm seine stumme Frage beantwortete. Völlig unerwartet stürzte Parian sich auf Kleopatra. In seiner Hand hielt er einen kurzen Dolch.
Dann ging alles ganz schnell. Eine der Leibwächterinnen trat vor Kleopatra und schob sie aus dem Gefahrenbereich, die andere stürzte sich auf Parian. Es gab ein kurzes Handgemenge, dann lag Parian auf dem Rücken und die Leibwächterin kniete auf seinen seitlich ausgestreckten Armen. Parian war kampfunfähig.
„Ich ergebe mich!“, rief er und ließ den Dolch aus der Hand fallen. Zusätzlich gab er ihm noch einen kurzen Stoß, wodurch er ein Stück durch den Raum schlitterte.
Kleopatra rief ein Wort, das Parian nicht verstand. Ägyptisch, vielleicht. Die Leibwächterin gab ihn frei und er erhob sich mühsam. Niemand bot ihm Hilfe an und beide Wächterinnen beäugten ihn misstrauisch. Langsam ging er um den Tisch herum, so dass dieser zwischen ihm und der Königin

stand. Er wollte deutlich machen, dass er keine Gefahr mehr darstellte. Lässig klopfte er sich den Staub von der Kleidung.
„Parian, was zum...“, brüllte Bhoot. Er war zu aufgebracht, um den Satz zu Ende zu bringen.
„Respekt“, sagte Parian an die Wächterin, ohne Bhoot zu beachten. „Das war saubere Arbeit. Ich muss sagen, meine Königin, ich habe Eure Leibwache unterschätzt. Wird nicht wieder vorkommen“, wandte er sich an die Damen und ließ offen, ob er damit den Angriff meinte oder die Tatsache, dass er sie unterschätzt hatte.
„Sind alle Damen in Eurer Leibgarde so gut?“, erkundigte er sich weiter.
„Hathor und Nefertiri sind die besten, aber die anderen stehen ihnen in nichts nach“, antwortete Kleopatra. Sie schien nicht böse über den versuchten Angriff zu sein, klang vielmehr neugierig und abwartend.
„Sie sind sehr gut“, wiederholte Parian. „Trotzdem muss ich Bhoot und Said zustimmen, dass Ihr auf dem Schlachtfeld keine Chance hättet.“
„Aber...“, begann Kleopatra und schwieg, als Parian lächelnd eine Hand hob.
„Allerdings“, fuhr er immer noch lächelnd fort, „wüsste ich vielleicht einen Ort, an dem Eure Kräfte sehr gut gebraucht werden.“
Parian trat an die Zeichnung vom Schlachtfeld heran und legte einen großen, türkisen Knopf auf einen Kreis, in dem das Wort „Heiler“ geschrieben stand. Nach und nach legte er abwechselnd 21 mittelgroße und 21 kleinere Knöpfe in der gleichen Farbe um den Kreis. Kleopatra beobachtete ihn dabei. Sie fragte sich, wo er die Knöpfe hernahm. Er schien sie einfach aus der Luft zu greifen, doch im Gegensatz zu den üblichen Taschenspielertricks konnte sie diesmal nicht ausmachen, wo die Knöpfe herkamen. Dann begriff sie zum ersten Mal den wahren Sinn des Wortes „knopfen“.
„Was soll das, Parian?“, erkundigte sich Bhoot, noch immer wütend, aber nicht mehr so aufgebracht wie zuvor.
„Zunächst muss ich mich noch für meine Unhöflichkeit entschuldigen. Bitte glaubt mir, dass ich der Königin nie ernsthaft Schaden zufügen wollte. Ein unerwarteter Angriff schien mir die beste Möglichkeit zu sein, Eure Fähigkeiten zu testen.“
„Komm zur Sache, Parian“, knurrte Bhoot ungeduldig.
„Ja, ja“, gab Parian in einem Ton zurück, der deutlich machte, dass er vor Bhoot keine Angst hatte. Man hätte ihn beinahe als respektlos bezeichnen können.
„Wir haben die Heilerzelte extra abseits vom Schlachtfeld aufgebaut, damit sie in Sicherheit sind. Wir können sie aber auch nicht zu weit entfernt aufstellen, weil sonst die Wege zu lang werden. In der letzten Schlacht hat sich gezeigt, dass die Zelte nicht sicher sind. Wir können nicht garantieren, dass sie nicht erneut angegriffen werden, haben aber auch keine Männer übrig, um sie zu beschützen. Hier kommt nun die Königin ins Spiel. Ich denke, dass sie hier“, er zeigte auf den großen Knopf, „am besten aufgehoben ist. Wir alle wissen“, wandte er sich wieder direkt an Kleopatra, „wie sehr Ihr die Katzen verehrt. Ich bin sicher, dass es eine angemessene Aufgabe für Euch sein dürfte, für ihre Sicherheit zu sorgen.“
Kleopatra überlegte einen Moment. Das war nicht das, was sie eigentlich gewollt hatte. Auf der anderen Seite waren die Heiler durchaus ein Schwachpunkt in ihren Reihen. Es erschien ihr logisch, dass der Feind Interesse haben könnte, die Heiler anzugreifen um zu verhindern, dass die geheilten Soldaten wieder zurück aufs Schlachtfeld gehen konnten. Außerdem gab Parians Plan ihr endlich die Gelegenheit, sich für die Güte und Freundschaft der Katzen erkenntlich zu zeigen.
„Wird Mahi auch dort sein?“, fragte sie.
„Sie ist unverzichtbar.“ Parian sah Kleopatra in die Augen. „Bitte, meine Königin! Ich kann verstehen, dass Ihr viel lieber auf dem Schlachtfeld kämpfen würdet. Aber denkt doch bitte einmal an die Konsequenzen! Versucht Euch vorzustellen, was geschehen würde, müssten wir Nemo von einer Verletzung oder schlimmer noch, von Eurem Tod berichten. Es mag sein, dass Ihr die Zelte umsonst bewacht, und dass es nicht zu einem Kampf kommen wird. Aber sollte jemand versuchen die Heiler anzugreifen, würdet Ihr uns und Atlantis einen großen Dienst erweisen.“
„Deine Worte sind wie Honig, Parian. Und doch höre ich die scharfen Scherben der Realität dahinter. Ich danke dir, für deine Offenheit. Vielleicht habt ihr alle Recht und ich war zu voreilig in

meinem Entschluss und das Schlachtfeld ist wirklich nicht der geeignete Ort für mich. Ich danke dir für den Vorschlag, die Heiler zu beschützen. Ich werde ihn dankbar aufnehmen. Vielleicht kann ich unter den Hofdamen noch ein paar Helfer organisieren. Es sind nämlich nicht alle so verweichlicht, wie es oft den Anschein hat."
„Esme und Soniye sind im Krankenhaus. Ihr könnt mit ihnen alles Weitere besprechen." Bhoot versuchte sichtlich seinen Zorn im Zaum zu halten. Ihm gefiel das eigenmächtige Vorgehen Parians ganz und gar nicht. Trotzdem musste er zugeben, dass seine Idee sehr gut gewesen war. Er beschloss, das Thema vorerst auf sich beruhen zu lassen. Sie mussten jetzt zusammenhalten. Eine Zurechtweisung wegen des versuchten Angriffs auf Kleopatra hätte Parian nicht verstanden.
Bhoot rieb sich mit der Pfote über Augen und Stirn. Er war müde und sie alle sollten im Bett liegen und versuchen zu schlafen. Ein müder Krieger war ein schlechter Krieger. Doch hatten sie eine Wahl?
„Sagt mal", holte Parian ihn aus seinen Gedanken, „was machen wir eigentlich, wenn wir dem Gegner nicht standhalten können?"
„Was ist das denn für eine dumme Frage?", meldete sich Câel'Ellôn zu Wort.
„Ich finde sie gar nicht dumm", gab Parian patzig zurück. Er hatte Câel'Ellôn noch immer nicht verziehen, dass er ihn einfach so im Stich gelassen hatte. Mit schnellen Handgriffen schob er ein paar Knöpfe über das Schlachtfeld aus Pergament. Jetzt stand der Feind unmittelbar vor dem Dorf der Katzen.
„Ihr sprecht die ganze Zeit nur davon, wie wir siegen können. Aber was machen wir, wenn wir überrannt werden? Ravanna hat mindestens drei Soldaten auf einen von unseren. Was passiert mit den Zivilisten, wenn sie uns zurückdrängt und wir sie nicht besiegen können?"
Bhoot, Said und Câel'Ellôn sahen Parian an, als hätte er in der Tat eine dumme Frage gestellt.
„Wenn wir Ravanna nicht aufhalten können, dann gibt es nichts mehr, was wir tun können", sagte Bhoot.
Parian schüttelte entgeistert den Kopf.
„Ist das alles, was du dazu zu sagen hast? Entweder wir siegen oder sind für immer verloren? Gibst du wirklich so leicht auf?"
„Bhoot hat recht, Parian", sagte Said sanft. „Wo sollen wir denn hin? Die Ebene hinter dem Katzendorf ist zu klein für uns alle und kann nur schwer verteidigt werden. Der einzig sichere Ort wäre die Stadt, aber selbst wenn wir den Strand mit dazu nehmen, würde es nicht für alle reichen. Willst du bestimmen, wer gerettet werden kann und wer nicht?"
„Dann müssen wir eine Lösung für das Problem finden!"
„Und uns auf eine Belagerung vorbereiten?", warf Câel'Ellôn ein. „Hast du überhaupt eine Ahnung, was es heißt, vom Feind belagert zu werden?"
„Nein, habe ich nicht", gab Parian trotzig zu. „Aber solange wir leben haben wir eine Chance. Du sprichst von dem Horror einer Belagerung. Aber was wäre, wenn wir uns dem Feind ergäben? Willst du tatenlos zusehen, wie unsere Frauen geschändet und die Kinder ermordet werden? Willst du gefoltert werden oder in Gefangenschaft auf deine Exekution warten? Willst du das?"
„Nein. Sollte der Feind uns überlegen sein, werde ich auf dem Schlachtfeld sterben."
Parian sah seinen Onkel entsetzt an.
„Seht ihr das genauso wie er?", fragte er Bhoot und Said. „Seid ihr genauso feige wie er? Denk doch nur an deine Kätzchen, Bhoot!"
„Wir sind nicht feige", wehrte Bhoot den Vorwurf ab. „Aber was sollen wir denn machen?"
Parian hörte die Hilflosigkeit in diesen Worten und konnte sie nicht akzeptieren. Er *wollte* sie nicht akzeptieren. Er sah noch einmal von einem zum anderen, dann wandte er sich abrupt um und stürmte durch die Tür, wo er beinahe mit Naveen zusammen stieß.
„Du bist genau der, den ich jetzt brauche!", rief Parian und zerrte den verblüfften Kater mit sich mit.
Naveen, der eigentlich eine Botschaft hatte überbringen wollen, blieb nichts weiter übrig, als sie mit weit ausgestrecktem Arm ins Zimmer fallen zu lassen.
„Parian!", schrie Bhoot ihm aufgebracht hinterher. „Komm sofort zurück!"

Er wollte dem Halbelfen hinterher stürmen, konnte aber nicht. Eine Hand hielt ihn unerbittlich am Arm fest.
„Lass ihn, Bhoot!“
Bhoot fauchte unwillig und versuchte sich loszureißen, doch Said hielt ihn nur noch stärker fest.
„Lass ihn!“, wiederholte er mit mehr Nachdruck.
„Willst du ihm das denn einfach so durchgehen lassen?“
Said zuckte gelassen mit den Schultern. „Was ärgert dich im Moment mehr, Katerchen? Dass Parian dich einfach so stehen gelassen hat, oder dass er zielsicher den Finger in die Wunde gebohrt hat? Wir wissen doch alle, dass wir davon ausgehen, in den Kampf zu gehen und zu sterben. Eine dreifache Übermacht? Vergiss es! Dagegen haben wir keine Chance. Ich glaube, Parian hat recht. Wir sind feige, weil wir uns der Realität nicht stellen wollen.“
„Und die Realität ist, das wir eher verlieren als gewinnen?“
„Ist es denn nicht so, Câel? All die schönen Strategien, die wir entworfen haben, was nützen sie uns, wenn wir zurückweichen müssen? Wo sollen wir hin?“
Câel’Ellôn nickte langsam. Er hatte verstanden. Bhoot hingegen weigerte sich noch zu verstehen.
„Und was sollen wir deiner Meinung nach jetzt tun?“, fragte er patzig.
„Uns ein bisschen ausruhen und darauf vertrauen, dass Parian das tut, was er schon die ganze Zeit in diesem Krieg tut.“
„Und das wäre?“
„Uns mit einer unkonventionellen Idee den Arsch retten, Bhoot. Was wollte Naveen uns eigentlich sagen, bevor er entführt wurde?“
Câel’Ellôn, der den Zettel aufgehoben hatte, entfaltete ihn und las die wenigen Worte, die darauf standen.
„Eine Nachricht von unseren Spähern. Sie meinen, die Ebene hinter den feindlichen Linien sei leer.“
„Also spielt Bael’anis tatsächlich Spielchen mit uns“, brummte Bhoot. „Ich würde ihm ja so gern den Arsch versohlen!“
„Vergiss es“, fuhr Said ihn ungewohnt scharf an. „Dieses verfluchte Langohr gehört mir!“

***